



An der Seite von Sarah Spale als Rosa Wilder glänzt Marcus Signer aktuell als Kägi in der TV-Serie «Wilder».

«ICH ZAHLTE EINEN PREIS FÜR MEINE FREIHEIT»

Er ist kantig wie der Bundespolizist Kägi, den er in der TV-Serie «Wilder» verkörpert. Dem Berner Schauspieler Marcus Signer ist Unabhängigkeit heilig. Dafür nahm er vieles in Kauf. Und darum gelang ihm erst spät im Leben der Durchbruch.

— Interview Frank Heer

Marcus Signer, Sie sagten einmal, als junger Schauspieler hätten Sie Angst gehabt, «verbraten» zu werden.

Ja, das war der Grund, warum ich lange keinen Agenten hatte. Ich dachte immer, sobald man jemanden hat, der einem die Rollen vermittelt, verliert man die Freiheit, sich selber zu entscheiden. Ich wollte nicht in irgendeiner Sitcom wie «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» enden. Ich möchte das nicht schlecht reden, aber es wäre nicht das gewesen, was mich interessierte.

Heute sind Sie kein «Bratwurstpromi» und trotzdem erfolgreich. Dank dieser Unabhängigkeit?

Kann schon sein. Ich habe meine Rollen immer mit Bedacht gewählt. Vielleicht, weil ich verhindern wollte, auf etwas reduziert zu werden, was nur ein Teil meines Könnens ist. Ich wollte jederzeit nein sagen können, um nicht in festgefahrene Bahnen zu geraten. Nicht an einem Stadt-

theater in fünf Produktionen pro Saison spielen zu müssen, bis man nicht mehr weiss, wo einem der Kopf steht. Das ist für einen Schauspieler tödlich. Ich kenne Kollegen, die ausgeblutet sind, krank wurden, die Freude am Beruf verloren.

«Ich wollte jederzeit nein sagen können, um nicht in festgefahrene Bahnen zu geraten.»

Sie haben sich Ihre Autonomie bewahrt?

Genauso ist es.

Mit dem Effekt, dass Sie ab und zu den Gürtel enger schnallen mussten?

Das war der Preis meiner Freiheit. Keine Sicherheit zu haben, von der Hand in den Mund zu leben, ein bisschen Lämpe mit der Steuerbehörde und den Betriebsämtern zu bekommen. Das nahm ich in Kauf, so war es halt. Jetzt geht es mir gut.

Viele Leute sind 2014 zum ersten Mal auf Sie aufmerksam geworden. Damals spielten Sie im Film «Der Goalie bin ig» die Hauptrolle. Auch ich sass damals im Kino und dachte: Wow, wo kommt dieser Typ her?

Der Film war eine Zäsur in Ihrer Karriere, oder?

Sicher, mit dem «Goalie» tauchte ich aus der Versenkung auf. Dass ich diese Rolle bekam, hat auch mit Glück zu tun. Ursprüng-

lich sollte jemand anderes den Goalie spielen, aber dann entschieden sich die Produzenten und die Regisseurin in letzter Minute um. Und so rutschte ich nach, obwohl ich ursprünglich für eine andere Rolle vorgesehen war. Vermutlich wäre meine Karriere ohne «Goalie» anders verlaufen.

Vorher spielten Sie vor allem Theater.

Ich war am Stadttheater Bern, bei der Churer Künstlergruppe «In Situ», machte Fernsehen, spielte im Tatort. Irgendwann →



MARCUS SIGNER, 56, aus Bern, ist ein erfolgreicher Schweizer Schauspieler. Während seiner Lehre als Hochbauzeichner entdeckte er das Theater 1230 in der Berner Altstadt, wo er eine Ausbildung absolviert. Später arbeitet er in freien Bühnenproduktionen, macht Werbespots und Hörspiele und ist Gast in mehreren «Tatort»-Folgen. 2012 gewinnt er für seine Nebenrolle in «Mary & Johnny» den Schweizer Filmpreis. Mit «Der Goalie bin ig» gelingt ihm 2014 der späte Durchbruch. 2015 spielt er im Film «Schellen-Ursli» und ab 2017 in der Serie «Wilder».



2014: Mit der Hauptrolle in «Dr Goalie bin ig» wurde Marcus Signer schweizweit bekannt.



2015: Im «Schellen-Ursli» spielten Marcus Signer den Vater, Tonja Maria Zindel die Mutter des Buben.

frische ich mein Portfolio auf, bekam eine Nebenrolle im Film «Mary und Johnny», für die ich 2012 den Schweizer Filmpreis gewann. So kam ich wieder ins Gespräch und wurde ans Casting zum «Goalie» eingeladen.

Es gehört zum Beruf des Schauspielers, das Publikum zu blenden. Bei Ihnen hat man immer das Gefühl, der Typ, den Sie spielen, sei ein Stückweit aus Ihrem Leben geholt. Ist das nun Blendung – oder hat das auch mit Ihrer Lebenserfahrung zu tun?

Lebenserfahrung ist ein wichtiger Teil der Schauspielkunst, aber nur, wenn man sich getraut, sie einfließen zu lassen. Das ist immer auch eine Gratwanderung und eine Frage des Muts.

Inwiefern?

Weil man einen Teil von sich preisgibt. Da muss man sich gut überlegen, ob und wieviel man aus dem Rucksack seines Lebens holen will. Aber Lebenserfahrung alleine macht noch keinen Schauspieler.

Seit Januar sind Sie auch in der dritten Staffel der SRF-Serie «Wilder» als Bundesermittler Kägi zu sehen. Kägi ist ein einsamer

Wolf, genau wie der Goalie.

Wie stark haben Sie die Figur mitentwickelt?

Ziemlich stark. Ich musste mir Kägi erst ausdenken, seine Spur verfolgen, um ihn zu verstehen. Er ist homosexuell und sehr

«Mit dem «Goalie» tauchte ich aus der Versenkung auf. Dass ich die Rolle bekam, hat auch mit Glück zu tun.»

geschlossen, zwei Eigenschaften, die sich nicht mit meiner Person decken. Das fand ich spannend. Bei einer Serie kommt hinzu, dass sie einem die Gelegenheit gibt, eine Rolle allmählich zu entschlüsseln. So konnte ich Kägis Charakter laufend aus-

bauen, etwa, indem ich seine Verschwiegenheit mit Humor zu brechen versuchte und ihm dadurch eine gewisse Nonchalance verlieh.

Mittlerweile kann man kaum ein Magazin aufschlagen, ohne in Ihr Gesicht zu blicken.

Davon merke ich wenig. Seit wir alle Masken tragen, werde ich in der Öffentlichkeit kaum erkannt. Die Leute sind auf sich konzentriert, man schaut

sich gegenseitig kaum an, weil von unserem Gesicht nicht mehr viel übrig ist. Wir starren ins Handy, erledigen, was wir erledigen müssen und gehen rasch nach Hause. Es ist, als ob wir Scheuklappen tragen.

In der dritten Staffel von «Wilder» jagen Signer als Bundespolizist Kägi und Spale als Kommissarin Wilder einen Polizistenmörder.

«Ich versuchte Kägis Verschwiegenheit mit Humor zu brechen und ihm so eine gewisse Nonchalance zu verleihen.»

Zu Ihrem Vorteil, weil Sie sich unbehelligt bewegen können?

Es ist einfach anders. Ich finde es ja nicht unangenehm, wenn mich die Leute erkennen, ich lasse mich einfach nicht gerne auf Händen tragen, da fühle ich mich nicht wohl. Aber es gibt auch lustige Begegnungen, wenn man bekannt ist.

Zum Beispiel?

Einmal war ich im Nachtbus unterwegs. Nur ich und eine Gruppe junger Frauen. Plötzlich wurde eine von ihnen auf mich aufmerksam und meinte, ich sei doch der und der. Ich wehrte ab und sagte, nein, nein, ich gleiche diesem Schauspieler nur. Aber sie liessen nicht locker. Irgendwann gab ich nach und posierte für den Rest der Fahrt für Selfies. Ich war dann froh, dass sie mich nicht auch noch mitnehmen wollten, als sie ausstiegen. Das war eine lustige und harmlose Szene, aber ich fühlte mich auch ein wenig ausgeliefert. Die hätten mich fesseln und knebeln können (lacht).

Schauspieler ist für viele ein Traumberuf. Haben Sie sich Ihren Traum verwirklicht?

Ja. Aber zuerst wollte ich Musiker werden.

Ach ja?
Einmal hatte ich schon den Rucksack gepackt und bin mit dem Töff losgefahren. Ich wollte nach Amerika und mich als Strassenmusiker durchschlagen. Der Plan war, mich in Rotterdam als blinder Passa-



gier auf ein Schiff zu schleichen. Leider kam ich nur bis zur Grenze in Genf, wo mich ein Zollbeamter nach Hause schickte. Ich war ja erst fünfzehn.

Es scheint, dass Ihnen die Musik sehr wichtig war. Oder waren das Ausbruchsfantasien?

Beides. Die Befreiung der Fantasie und der Wunsch, sich auszudrücken. Musik spielte immer eine Rolle. Bei uns Zuhause gab es viele Instrumente. Ich spielte Gitarre, Handorgel, später Bass in einer Band, in der ich auch sang. Wir nannten uns Pearls und probten einmal die Woche. Nach drei Konzerten brach die Gruppe auseinander. **Wann spürten Sie, dass Sie Schauspieler werden wollten?**

Schon als Kind hatte ich mich gern verkleidet. Ich mochte die Fastnacht, das Schultheater. Vor dem Spiegel spielte ich Filmszenen nach. Während meiner Lehre als Hochbauzeichner entdeckte ich dieses Kellertheater in Bern, das Theater 1230. Ich bin da einfach reingelumpst, weil auf der Strasse bunt kostümierte Schauspieler das Volk auf der Gasse in den Keller lockten. Das Stück, das gespielt wurde, war farbig und lebendig und hat mich so sehr fasziniert, dass ich es mir mehrmals angesehen habe und ständig in diesem Theater herumlungerte, bis ich herausfand, dass man dort auch eine Ausbildung zum Schauspieler absolvieren konnte. Diese Ausbildung war meine Rettung, denn ich →



«Ich hoffe, dass wir der Natur, den Tieren, aber auch uns selbst in Zukunft mit mehr Demut begegnen.»

war in einer schwierigen Lebensphase und wusste nicht, wie es weitergehen sollte.

Sie bewegten sich damals im Dunstkreis der Achtzigerunruhen, der besetzten Häuser und des Berner AJZ. Waren Sie politisch ambitioniert?

Nein, für mich war das vor allem in kreativer Hinsicht eine wichtige Zeit. Natürlich hatte ich mich für ein Autonomes Jugendzentrum eingesetzt, wurde das eine oder andere Mal verhaftet, als Demonstrant oder Besetzer. Aber in den Gremien der Bewegung hatte ich mich nie engagiert.

Erinnern Sie sich an Ihre erste wichtige Rolle?

Das war in einem Stück während meiner Ausbildung. Der Schweiß lief mir in Sturzbächen übers Gesicht, ich war über-

zeugt, dass ich nur stumm auf der Bühne stand, unfähig, zu agieren. Der Horror. Das Seltsame war, dass im Publikum niemand etwas von meinem Höllentrip bemerkte.

Wem schauen Sie gerne zu?

Die Liste ist zu lang, als dass ich der Frage hier gerecht werden könnte. In meiner Kindheit und Jugend waren das Charlie Chaplin oder Marlon Brando. In meinem Zimmer hingen Poster von Nastassja Kinski, den Beatles und Elvis Presley...

Elvis fühlte sich als Schauspieler missverstanden und litt darunter, dass er nur in seichten Komödien mitspielen durfte.

Das stimmt. Ich habe gelesen, dass er manchmal, vollgepumpt mit Tabletten, imaginäre Zwiegespräche mit James Dean

«Corona ist wie ein miraculöses Damoklesschwert»: Der Schauspieler über die Pandemie.

führte. Er hatte auch ein privates Kino, in dem er sich alleine Filme ansah und die Dialoge mitsprach. Tragisch, denn ich glaube, Elvis wäre ein guter Schauspieler gewesen, hätte man ihm die Chance gegeben. Man braucht sich nur die frühen Konzertmitschnitte anzuschauen und man versteht, dass die Leute elektrisiert waren.

Hatten Sie eigentlich jemals einen Plan B?

Bankräuber wäre eine interessante Alternative zur Schauspielerei gewesen. Aber vielleicht auch zu anstrengend. Im Ernst: Dass der grosse Coup wie im Film «Ocean's Eleven» dann auch klappt, garantiert einem im richtigen Leben ja niemand. Immerhin durfte ich 2001 am Stadttheater Bern den Räuber Hotzenplotz spielen.

Im echten Leben ist man sowieso immer wieder überrascht, wie einen die Realität einholt. Beispiel Corona. Vielen Menschen wurde plötzlich klar, dass es die ultimative Sicherheit nicht gibt.

Ja, Corona ist wie ein miraculöses Damoklesschwert. Ich hatte Glück, immer genug Arbeit zu haben. Im Sommer drehte ich in Ungarn «Die schwarze Spinne», danach die neuen Folgen von «Wilder» in La Chaux-de-Fonds und La Brévine. Bis April 2021 drehe ich die vierte Staffel im Glarnerland und auf dem Urnerboden.

Was erhoffen Sie sich für die Zukunft?

Dass wir mit gestärktem Verstand aus dieser Krise hervorgehen. Vielleicht haben wir ja etwas gelernt, zum Beispiel, wie wir als Gesellschaft vorankommen. Das wäre doch ein schöner Vorsatz: Dass wir der Natur, den Tieren, unserem Planeten, aber auch uns selbst in Zukunft mit mehr Demut und Respekt begegnen. Aber vielleicht ist das zu viel erhofft. ■